

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werkthätigen Volkes.

Aboanzeitspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pf., bei Selbstabholung 60 Pf.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pf., bei Selbstabholung 70 Pf. — Durch die Post bezogen (Postleistungsliste 1903 Nr. 4684) viertelj. 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pf. zzgl. Bestellgeb.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr Abends.

Inserate werden die 5 gesetzte Petition oder deren Raum mit 25 Pf. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pf. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21. Bei geschlossen 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen

Nach uns die Sintflut!

* Leipzig, 12. Dezember.

Die jüngste Depesche des Herrn v. Beust hat uns abermals bestärkt in unserer alten schwermütigen Meinung, daß dieser talentvolle Mann seinen Beruf verfehlt hat. Stünde jene Arbeit als ein Leitartikel im Dresdner Journal, wir würden sie für ein Meisterstück erklären. So schrieb der preußische Historiker v. Treitschke vor vierzig Jahren in den Preußischen Jahrbüchern. Fragt man uns aber, weshalb wir diesen Satz heute zitieren, nun, so braucht man statt „die jüngste Depesche des Herrn v. Beust“ nur „die jüngste Rede des Grafen Bülow“ und statt „Dresdner Journal“ nur „kleines Journal“ zu lesen, und man hat unser Urteil über die reduzierliche Leistung des Reichskanzlers, die das bürgerliche Zeitungsgeschwätz augenblicklich in ein so helles Entzücken versetzt.

Ein bisschen bequem gemacht hat sich's der Herr Graf freilich, und wir glauben wirklich, daß wenn er seine Rede da deponiert hätte, wo sie hingehört, im kleinen Journal oder im Berliner Tageblatt, die Wölfe und Konsorten als Verleger ihm einen kleinen Stoß versetzt haben würden, künftighin etwas mehr Brillanten auf die Sozialentstübung zu verwenden. Die Späße über den Dresdner Parteitag haben viel besser im Kladderadatsch gestanden und nun gar die Witze über den „Zukunftsstaat“ waren ungleich frischer, als sie vor sechzig Jahren zuerst von jedem Handlungstreisenden an den Wirtschaften der deutschen Gasthäuser getisst wurden.

Jedoch die bürgerlichen Blätter versichern uns, es sei die wunderbare Leistung, die der wunderbare Redner je vollbracht habe, und wir begreifen diesen Jubel auch vollkommen. Graf Bülow hat mit seiner Rede einen Gipfel der feuerhaften sozialdemokratischen Schauspielerie erreicht, der in seiner Art nicht wohl überboten werden kann. Die hohe Politik des Deutschen Reichs aufs Feuilleton des Kleinen Journals oder des Berliner Tageblatts reduziert — das ist eine staatsmännische Tat, die jedem kapitalistischen Tintenkuß dankbare Tränen der Anerkennung ins Auge treiben muß. Unter diesem Gesichtspunkte ergibt es sich dann auch als eine geistvolle Berechnung, daß der Reichskanzler aus dem Schatz der kapitalistischen Kalauer über die moderne Arbeiterbewegung gerade die abgesandtesten gewählt hat, um die sieghaften Überlegenheit seines Gesetzes der stürmenden Macht zu zeigen; er sagte sich: wenn schon, denn schon, und ich werde den Besuch aller Philister um so sicherer gewinnen, je mehr ich mich auf einem Niveau bewege, von dem sich auch der dümmste

Philister sagen darf, daß er es ohne jede Mühe erklommen kann.

Sollen wir nun aber darüber trauern, daß sich dieser Bund schwächer Seelen auf unsere Kosten vollzieht? Ja und Nein. Als Menschen trauern wir darüber, daß die erschütternden Worte Bevels über das gewaltige Drama in Crimitschau, daß seine flammenden Worte über die Schmach freiwilliger Anschlaf, in der sich das großmächtige Reich dem zaristischen Despotismus unterstellt, ein so fades und geschmackloses Echo bei dem ersten Beamten dieses Reichs und der Mehrheit des deutschen Reichstags finden konnte. Es schmerzt uns, zu sehen, daß es Menschen gibt, in denen die armelose Angst um Haut und Bein so sehr jedes menschliche Empfinden erstickt hat, daß sie beim Anblick des erhabenen Bildes, das der Heldenkampf der Crimitschauer Arbeiter bietet, nicht einmal von einem leisen Schauer menschlicher Ehrfurcht ergriffen werden, sondern in „stürmischer Heiterkeit“ den platten Witzeleien über das Nötige des Proletariats nach menschenwürdigen Zuständen zu jubeln, Witzeleien zumeist, denen ein ehrwürdiges Alter von sechzig Jahren jeden Fleiß überschreiter Neuheit genommen hat. Das ist vom rein menschlichen Standpunkt außerordentlich betrübend, und insoweit können und wollen wir nicht leugnen, daß uns die jüngste Rede des Reichskanzlers sehr niedergeschlagen hat.

Allein auch hier schützen wir uns dem Glanz der Hoffnung, und von unserm Parteistandpunkt aus können wir die staatsmännische Leistung des Reichskanzlers und den allgemeinen Besuch, den sie in der bürgerlichen Presse gefunden hat, nur mit Genugtuung registrieren. Unsre Gegner müssen intellektuell wirklich am Ende ihres Lateins sein, wenn sie sich einbilden, daß die sozialdemokratische Bewegung durch Witze von dem Schlag, wie sie Graf Bülow in der Donnerstagssitzung des Reichstags produzierte, auch nur eine Sekunde lang aufgehalten oder um das Gewicht einer Federstocke geschwächt werden könnte. Wäre das möglich, so wäre diese Wirkung schon längst eingetreten, zur Zeit, als die Ladenhüter, mit denen der Reichskanzler den Reichstag erquälte, noch nicht so ramponiert waren, wie sie heute sind. Das empfinden unsre Gegner im Grunde auch recht gut, und es ist der Wit der Verzweiflung, wenn sie sich jetzt an Scherzen ergeben, die sie mit zorniger Gebärde zurückweisen müssten und würden, wenn sie sonst noch ein ernsthaftes Mittel gegen das Schicksal wüssten, das unaufhaltsam über sie hereinbricht.

Mich hält's noch aus, aber mein Enkel mag sich hält, sagte Ludwig XV., als sich die drohenden Anzeichen der großen französischen Revolution häuften, und seine Mätresse Pom-

padour sprach das geflügelte Wort: Nach uns die Sintflut! Graf Bülow selbst aber ähnelt jenem Grafen Calonne, der, je nachdrücklicher „Madame Desfiz“ ans Tor pochte, um so leichtfüßiger am Rande des gähnenden Abgrunds tänzelte. Er mache gestern das historische Witzen, der deutsche Reichstag gleich doch nicht dem römischen Senat zu Seiten des Kaisers Tiberius. Sicherlich nicht, so wenig das moderne Proletariat dem römischen Proletariat gleich. Dieses war froh, wenn es auf Kosten der römischen Gesellschaft leben konnte, während das moderne Proletariat es nachgerade saß hat, daß die moderne Gesellschaft auf seine Kosten lebt.

Würde Graf Bülow über diesen Unterschied ein wenig nachdenken, so verginge ihm vielleicht die Neigung zur humoristischen Ausschaffung der modernen Arbeiterbewegung. Über Nachdenken ist augenscheinlich keine Sache nicht, und wir sind die letzten, von unserm politischen Standpunkt über seine gute Laune zu trauern.

Politische Übersicht.

Reichsmünsterium und „Reichsregierung“.

Ein altes und früher viel abgetriebenes Röslein, das aber seit Jahren im Stalle gestanden hat, ist gestern wieder von Eugen Richter vorgetragen worden: das verantwortliche Reichsministerium. Der Liberalismus verlangte schon vor der Reichsgründung, schon in der Zeit des Norddeutschen Bundes, die Erzeugung der Diktatur Bismarcks durch ein verantwortliches Ministerium. So resolvierte der konstituierende Reichstag des Norddeutschen Bundes 1867 und 1869, so stand es auch in allen Programmen der liberalen Parteien zu lesen, insbesondere in dem neuen Programm der Fortschrittspartei von 1877. Nach den Wahlen von 1877 schien den Liberalen die Zeit gekommen, mit dieser Forderung Ernst zu machen; Hönel und Lasker proklamierten den Grundfaß, daß die Tabaksteuer oder andere Reichssteuern, wenn überhaupt, so nur unter der Bedingung eines kollegialen Reichsministeriums zu haben seien. Bismarck merkte die Absicht; er fand, daß er an die Wand gedrückt werden sollte, und er ließ alle Hände los. Die Particularisten rumorten im Bundesrat und der Bayer von Preischner wie der Schwabe von Mittwoch lamentierten über den Eingriff in die Autonomie der Bundesstaaten, den das geforderte Reichsministerium bedeuten sollte; die Konservativen, denen Bismarck sich in diesen Lagen wieder zu nähern begann, denunzierten die bescheidene konstitutionelle Garantieforderung als „parlamentarische Machtgelüste“; der Zentrumsprediger Windhorst sah in dem Ausbau der Reichsgewalt eine Fortsetzung der preußischen Monarchiepolitik, und den Nationalliberalen gegenüber warf Bismarck so viele Schwierigkeiten der Verfassung auf, daß sie

Feuilleton.

(Nachdruck verboten.)

Pastor Klinghammer.

Roman von Wilhelm Hegeler.

Diese abergläubische Furcht ärgerte ihn. Sie kam ihm wie Feigheit vor, wie eine Unredlichkeit gegen seine Frau. Oft nahm er sich vor, ihr zu erzählen, was abischen ihnen beiden vorgegangen war und eine Absolution unmöglich machte. Aber über allgemeine Bemerkungen, daß sie zu entgegengesetzte Naturen seien und sich nie vertragen hätten, brachte er es nicht heraus. Schließlich tröstete er sich immer damit, daß die Vergangenheit tot war, und daß nach menschlichem Ermeissen Frey wohl nie wieder in ihren Geschäftskreis treten würde.

Der Winter war lang. Oft verging eine Woche, ohne daß die beiden ein fremdes Gesicht sahen. Die paar Zimmer waren ihre Welt. Marianne empfand das als ein Glück, da sie jetzt mit niemandem mehr ihren Mann zu teilen brauchte. Nachdem sie einmal Weib geworden, wuchs ihre Liebe und ihr Zärtlichkeitsbedürfnis immer mehr. In ihrer glücklichen Blindheit merkte sie nicht, wie in ihm allmählich eine gewisse Unruhe entstand. Ganz allmählich war das gekommen, dies Gefühl der Leere, diese leise Angst vor irgend etwas, dies Naunen von Stimmen in seinem Innern, die ihm selbst nicht verständlich waren. Zuerst dachte er, es sei nur der Wunsch, sein Glück einmal in der Phantasie zu genießen, sich gewissermaßen ganz im stillen darüber klar zu werden. Doch bald vereinfachte sich dieser Wunsch zum Verlangen nach

bloßer Einsamkeit. Er war zu plötzlich dem gewohnten Alleinsein entrissen. Marianne hatte zu sehr all sein Denken und Fühlen in Anspruch genommen. Jetzt war seine Kraft gänzlich erschöpft. Er mußte zu sich selbst zurückkehren. Mit raspler Schnelligkeit nahm dies Verlangen eine wahnsvolle Heftigkeit an.

Eines Tages, als sie ihm wieder mit ihrer gewöhnlichen Frage: „Woran denkst Du jetzt?“ auffeuchte, zuckte er zusammen, als wenn ihre Finger in eine blutende Wunde griffen. Seinem blassen Gesicht ein mühsames Lächeln abzwingend, ging er auf sie zu und ergriß ihre Hand.

„Mein liebes Herz, sei nicht böse! Mich verstehe mich nicht! Aber tu mir den einzigen Gefallen und lass mich allein. Ein paar Stunden wenigstens. Störe mich nicht fortwährend! Ich will gewiß gern alles mit Dir teilen. Aber Gedanken wollen doch erst gedacht sein, ehe man sie ausspricht. Sie wollen reisen und geboren werden. Halbfertige Gedanken einem Menschen aus dem Kopf reißen ist die entsetzlichste Quälerei. Hast Du denn gar nichts zu tun? Warum beschäftigst Du Dich nicht im Haushalt? Du kannst doch nicht immer bloß von mir leben. Du mußt doch Deine eigenen Aufgaben haben.“

Sie sah ihn an, zu Tod erschrocken, als wollte er mit einemmal ihre ganze Gemeinschaft zerbrechen. Ohne ein Wort der Erwideration ging sie hinaus. Daniel blieb allein. Noch einmal hörte er ihre Schritte auf dem Gang und blieb voller Angst nach der Tür. Aber sie ging vorbei; sie ließ ihn wirklich allein. Kein Laut störte die Stille. Er schloß die Augen halb und horchte gespannt auf die Stimmen seines Innern, mit verhaltenem Atem, wie jemand, der auf eine wichtige, lang erwartete Bot-

schaft horcht. Und in der Tiefe seines Innern fand er den alten Menschen wieder, der lange geschwiegen, lange gearbeitet, lange erstickt gewesen war, nun aber hervorbrach, scheu wie ein Wesen, das selbst nicht mehr recht an sein Leben glaubt, das aber schnell zu Kräften kam, wuchs, anschwellt zu riesenhafter Größe, das seine Knochen auseinander- und sein Herz zusammenpreßte. Angst befiel ihn, namenloses, furchtbare Grauen. Die Angst des Wanderers, der plötzlich nicht mehr weiter kann und sieht, daß er sich meilenweit verirrt hat.

Er nahm die Bibel zur Hand und begann zu lesen. All die alten Worte, die bekannten Sprüche und Gleichnisse bekamen jetzt einen neuen Sinn. Vor sein erschrockenes Auge trat wie ein blutendes Gespenst die Gestalt Christi, auf dessen Namen er sich eingeschworen, den er täglich im Munde führte, und dessen Erscheinung allein der größte Hohn auf sein bisheriges Leben war.

Sein von Lachen, Glück und Liebesgenuss übersättigtes Herz befiel ein wahnsinniges Verlangen nach tiefstem Leid, nach Selbstzerfleischung, eine an Angst grenzende Scheu vor seinem Weibe, vor ihrem Ländeln, ihren Lieblosungen, und ein Haß gegen sich selbst, Scham und Entsehen vor dem fremdartigen Wesen, das er seit Monaten gewesen, vor seiner Sorglosigkeit, seinem Lebhaftmut, seiner Selbstzufriedenheit. Der alte wilde Priesterzorn des Klinghammers regte sich in ihm, der heilige Eifer seines Vaters, dessen Leben ein steter Kampf gewesen war, ein tägliches Sichlosreisen aus den irdischen Banden und eine Flucht ins überirdische Gottesreich.

Aber wie immer, wenn starke Impulse ihn aufwärts hoben, stellten sich auch gleich die Zweifel ein, die wie